

Jens Brockmeier

Über die Bedeutung von Methode und Gegenstand bei der Begründung wissenschaftlicher Erkenntnismethodologie

1. Die Krise der Methodologie

Eine der vielleicht umstrittensten Fragen der traditionellen Psychologie betrifft ihren eigenen grundlegenden Status als Disziplin *wissenschaftlicher Erkenntnis*. Sie lautet: Gibt es in der psychologischen Forschung einen objektiven Erkenntnisfortschritt? Gestellt wird diese Frage vor dem Hintergrund einer wissenschaftstheoretischen Bestandsaufnahme des Faches, in dem von einer erkenntnis*systematischen* Wissensentwicklung seit geraumer Zeit kaum einer der renommierten Vertreter mehr sprechen will. Sogar die bloße Möglichkeit einer strukturiert fortschreitenden Akkumulation von Erkenntnissen wird vielerorts bestritten. Psychologischer Erkenntnisfortschritt in einem grundwissenschaftlichen Sinne scheint schon deshalb kaum fixierbar, weil — so z.B. Theo Herrmann, bis vor kurzem Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Psychologie — von *der* Psychologie als einer Wissenschaft, die etwa durch einen bestimmten Gegenstand oder durch bestimmte Methoden faßbar sei, nicht mehr die Rede sein kann. Dank ihrer kritisch-rationalen »Emanzipation« hat sich für Herrmann die Psychologie über jeden dogmatischen Begriff ihrer selbst erhoben (vgl. zu der hier angesprochenen Auseinandersetzung Eberlein/Piper 1976). Über ihren Gegenstand streitend, ist psychologische Forschung so zunehmend zum Gegenstand wissenschaftstheoretischer Betrachtungen geworden und damit — mit der Zwangsläufigkeit der historisch-genetischen Selbstbegründung konsequent betriebener Wissenschaftstheorie — auch zum Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte.

Die Vorstellungen von Th. S. Kuhn sind dabei oft ein Ausgangspunkt. Ihm zufolge läßt sich die Dynamik wissenschaftshistorischer Entwicklungen am besten begreifen, wenn man sie in dem Aufbau und der Verwerfung bestimmter allgemein akzeptierter Leitbilder, der *Paradigmen*, durch die Wissenschaftler begründet sieht. In dieser kategorialen Perspektive, so scheint es, wird nun auch das Ob und Wie eines Erkenntnisfortschritts in der Psychologie beurteilbar. Das nächste Problem, dem man jedoch auf diesem Wege begegnet, deutet sich in der Frage an, ob denn in der Psychologie so etwas wie allgemein akzeptierte und verbindlich praktizierte Leitvorstellungen von Wissenschaft überhaupt auffindbar sind. Auch hier gibt es große Unsicherheit. Nicht wenige Theoretiker

sehen die gesamte bisherigen Psychologiegeschichte bar jener grundlegenden wissenschaftlichen Modellvorstellungen, die in den exakten Naturwissenschaften gemeinhin mit dem Paradigmen-Begriff benannt werden. »Wenn es der Psychologie nicht gelang, ihre Erkenntnisse stärker akkumulieren zu lassen,« faßt Hilgard (1970/71, 693) die weitverbreiteten Zweifel an einem systematischen Wissenschaftsfortschritt des Faches zusammen, »so kann man das vielleicht damit erklären, daß sie fortwährend auf der Suche nach einem dauerhaften Paradigma ist«.

So kann in einer systematischen Betrachtung des Verlaufs der psychologischen Theoriebildung (Holzkamp 1978) dieser als ein zufallsgegliederter Prozeß erscheinen, in dem verschiedene und sogar gegensätzliche theoretische Auffassungen 'aufkommen' und wieder 'verdrängt' werden ohne in der Regel miteinander vermittelt oder auch nur aufeinander inhaltlich bezogen zu sein. Die offensichtlich folgenlose und daher fast beliebige Koexistenz konkurrierender Theorien und die entsprechend weitgehende Beliebigkeit in der Aufeinanderfolge theoretischer Grundpositionen im psychologiegeschichtlichen Prozeß wirft nun auch ein Licht auf die gegenwärtige *methodologische* Lage. »Woran es jedoch mangelt,« stellt Theo Herrmann fest, nachdem er befriedigt die Erfolge der Kritik des Kritischen Rationalismus an »rationalistischen Letztbegründungspositionen« vermerkt, »ist der Versuch neuartiger positiver Regulative, der Versuch konkreter Erarbeitung einer neuen *Methodologie der Forschung*, die unmittelbar auf die Psychologie *anwendbar* wäre.« (1977, 65) Im Einzelfall daher oft von rein äußerlichen Entstehungsmomenten oder vom konjunkturellen Zeitgeschmack des Theoriemarktes abhängig, stellt sich die Logik dieser »entwicklungslosen Veränderungen« (Holzkamp, ebd.) allein in der Abfolge von »Theoriemoden« (Herrmann 1976, 25) dar. Mit anderen Worten: die Möglichkeit einer rational nachvollziehbaren Entwicklungsrichtung wird als im Gegenstand unbegründbar ausgeschlossen. Da anerkanntermaßen selbst bei den führenden Vertretern des Faches objektiv ausgewiesene Kriterien und wissenschaftstheoretische Maßstäbe fehlen¹, wird es letztlich *unentscheidbar*, welche neue Theorie einen erkenntnisprogredierenden Schritt beinhaltet, welche verworfen werden muß und welche Theorien untereinander korrelierende sachliche und methodische Aussagen beinhalten.

Ohne methodische Kriterien für eine theoretische Einordnung der — u.U. ja durchaus in einem gewissen Umfang belegbaren — Einzelergebnisse der empirischen Forschung im Rahmen der wissenschaftlichen Systematik des *Gesamtgegenstandes* bleibt die Akkumulation psychologisch-experimentellen Faktenwissens jedoch nur die fortlaufende Bestätigung eines grundlegenden Eklektizismus. In der Sprache der Philosophie können wir von einer theoretischen Bewegung in der 'schlechten Unendlichkeit' reden. Alle Zweifel am analytisch-exakten Wissenschaftsstatus der

traditionellen Psychologie (denen diese z.T. dadurch zu begegnen sucht, indem sie sich eine Art Sonderstatus *zwischen* analytisch-exakter Naturwissenschaft, Medizin und Sozialwissenschaft zuordnet; wobei dieses *zwischen* allerdings z.T. nur wie ein höflicherer Ausdruck für ein im formallogischen Sinne ausschließendes *weder-noch* anmutet²) scheinen sich daher in dem Maße bestätigt zu sehen, in dem die gegenwärtige psychologische Forschung jeden Anspruch, durch die Begründung einer übergreifenden methodischen Systematik ihre eigene Wissenschaftlichkeit klären zu können, als in ihrem Gegenstand unbegründet aufgibt.

Kurz: Indem die traditionelle psychologische Forschung die Möglichkeit zur objektiven Beurteilung ihrer eigenen Wissenschaftlichkeit prinzipiell in Abrede zu stellen scheint, leugnet sie den — philosophisch gesprochen — *Begriff ihrer selbst* als Wissenschaft.³

Die Aufgabe von Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte

Will man es nun einer analytischen Einzelwissenschaft, deren systematisch-sachliche Erkenntnisfortschritte als unbestritten gelten, vielleicht in bestimmten Grenzen noch nachsehen, wenn sie ihre praktischen Anliegen betreibt, ohne sich dabei eines wissenschaftlichen Begriffs ihrer selbst bewußt zu sein, so ist dies im Falle der Psychologie nur schwer möglich. Spätestens seit der Psychiatrie-Enquete der Bundesregierung ist der Widerspruch zwischen gesellschaftlichen Anforderungen und der Fähigkeit der traditionellen psychologischen und psychiatrischen Grundlagen- und Anwendungsforschung, diesen Anforderungen in einer halbwegs sachgerechten und erfolgversprechenden Weise nachzukommen, auch theoretisch manifest geworden. Das Dilemma ist also weder neu noch unbekannt. So gibt es denn auch eine Reihe von fachwissenschaftlichen Versuchen zur methodischen Neubesinnung der Grundlagenforschung. Dabei scheint auch die Wissenschaftstheorie eine nützliche Rolle spielen zu können. *Konstruktiv* ist der Beitrag der Wissenschaftstheorie u.E. nun am ehesten zu bestimmen, wenn sie sich zunächst durchaus der Untersuchung der *Elementarformen* eines einzelwissenschaftlichen Erkenntnisprozesses annimmt und die *Spezifik* des entsprechenden wissenschaftlichen Arbeitsmodells unter der Voraussetzung des jeweils historisch zu bestimmenden *allgemeinen* Modells der materiellen Arbeit klärt. Sie rekonstruiert also Erkenntnisprozesse als *Produktionsprozesse* von Wissen⁴, und muß daher allerdings über die formelle Beschreibung der einzelwissenschaftlichen Erkenntnislogik hinausgehen. (In dem Maße, in dem der Wissenschaftstheorie diese konkrete dialektische Rekonstruktion einzelwissenschaftlicher Erkenntnisprozesse gelingt, *realisiert* sie sich selbst, tritt also aus dem Stadium theoretischer Programmatik heraus und überwindet zugleich das Niveau einer allein reproduktiven Deskription post festum.)

Bislang hat sich jedoch die wissenschaftstheoretische Beleuchtung des gegenwärtigen Zustands der traditionellen Psychologie vor allem auf ein eher phänomenologisches Konstatieren, bestenfalls auf ein exaktes Beschreiben ihres methodologischen Dilemmas konzentriert. Einer Psychologie, die ihrer Konsolidierung als Wissenschaft, gedrängt durch die gesellschaftliche Notwendigkeit der theoretischen und praktischen Lösung der Probleme ihres Gegenstandes, der historischen Subjektivität der gesellschaftlichen Individuen ernsthaft nachstrebt, muß jedoch mehr von einer Wissenschaftstheorie erwarten. Hat sie doch ein zentrales, weil durch ihre eigene inhaltliche Entwicklung motiviertes Interesse an einer rationalen Rekonstruktion des *Gesamtprozesses wissenschaftlicher Arbeit* in seiner natürlichen und gesellschaftlichen Systembedingtheit.

2. Der gegenstandsbezogene Ansatz

Die systematischen Untersuchungen zur Wissenschaftsgeschichte der Psychologie gehen jedoch in der Regel zunächst nicht von einer besonderen Berücksichtigung wissenschaftstheoretischer, resp. methodologischer Problemstellungen aus (als eine Ausnahme sei das Buch von Jaroschewski, 1975, vermerkt). So legen z.B. Jaeger/Staeuble (1977) ihrer Studie über die historische Genese des wissenschaftlichen Arbeitsbereichs und der spezifischen Theorieform der Psychologie im 19. Jahrhundert vor allem die Frage zu Grunde: Welche Voraussetzungen und Bedürfnisse bilden den *sozial-historischen* Hintergrund der Entstehung der Einzelwissenschaft Psychologie. Ihr Interesse zielt dabei auf die *sachliche* Herausbildung eines *gesellschaftlichen* Problemgegenstands. Dieser erwächst im Prozeß der Durchsetzung der entfalteten bürgerlichen Produktionsweise und der durch sie hervorgerufenen Transformation der gesellschaftlichen Lebensformen. Die neuen Formen empirischer Subjektivität, die sich hier herausbilden, werfen Probleme auf, die mit zunehmender gesellschaftlicher Dringlichkeit zu praktischen und theoretischen Lösungsversuchen nötigen. So etabliert sich in diesem Rahmen auch die theoretische Disziplin, in der diese Gegenstandsbereiche zum expliziten Objekt systematischer Erkenntnisbemühungen werden. Es sind mithin, so Jaeger und Staeuble, die gesellschaftlichen Verhältnisse, die bestimmte »Individualitätsformen definieren, an deren ungenügender Realisierung Aspekte empirischer Subjektivität zum Problem werden können« (29). Die Thematisierung dieser Problemaspekte bedeutet schließlich die Begründung der Einzelwissenschaft Psychologie. Ihre Kategorien leiten sich somit *unmittelbar* aus den gesellschaftlichen Verhältnissen ab; es sind die gesellschaftlichen Umstände, die die kategorialen Denkformen auch der Wissenschaft »definieren«.

Der empirische Erscheinungsrahmen der bürgerlichen Individualitätsformen gibt der psychologischen Theorie dabei jedoch einen Untersu-

chungsgegenstand vor, der allerdings nur bestimmte Bereiche der tatsächlichen Struktur des Zusammenhangs umfaßt, in dem sich die gesellschaftlichen Individuen in ihrer Subjektivität realisieren. Mit der spezifischen Gegenstandsbegründung im Entstehungsprozeß der Psychologie ist vielmehr von vornherein jene Gegenstands*verfehlung* vorbestimmt, die einen wesentlichen Grund für das Dilemma der gegenwärtigen psychologischen Erkenntnismethodologie darzustellen scheint: In der individuo-zentrischen Perspektive, in der der *homo psychologicus* als ein spezifischer Untersuchungsgegenstand hier auftaucht, reduziert sich schon im Ansatz die komplexe Verflochtenheit der Menschen in ihre natürlichen und sozialen Arbeits- und Lebenszusammenhänge auf die Betrachtung bloßer Teilmomente. Indem diese Momente aus ihrem Funktionszusammenhang 'äußerlich' isoliert und als selbständige Einheiten hypostasiert werden, ist nun aber nicht allein die Erscheinungsform des Gegenstandes segmentiert und auf partikuläre Dimensionen eingeengt. Mit dieser Reduktion der Subjektivität menschlicher Individuen ist eben auch die prinzipielle Möglichkeit ihrer systematischen Erfassbarkeit als Erkenntnisobjekt in Frage gestellt. In dieser *gegenständlichen Reduktion* des Erkenntnisobjekts ist nämlich eine aus der *genetischen Rekonstruktion* in der Theorie⁵ abgeleitete methodische Verallgemeinerung (also das, was als *Methodologie* bezeichnet werden kann), wie sie z.B. mit der Entstehung der neuzeitlichen *Physik* paradigmatisch ausgebildet wurde, für die Psychologie von vornherein ausgeschlossen. Mit der 'Verfehlung' (die im Einzelnen an dieser Stelle nicht weiter diskutiert werden kann) des Gegenstands fehlt so zugleich die sachlich entscheidende Bedingung für die psychologische Forschung zu einer *methodisch*-rekonstruierenden Begründung einer wissenschaftlichen Erkenntnismethodologie zu gelangen. Spricht doch in der Wissenschaftstheorie vieles dafür, es gerade als ein *allgemeines* wissenschaftliches Kennzeichen einer solchen Methodologie anzusehen, daß sie gegenstands*spezifisch* ist. Als Resümee der bisherigen wissenschaftsgeschichtlichen Untersuchungen zur 'Gegenstandsverfehlung' der Psychologie kann man daher den zugespitzten Schluß Holzkamps festhalten:

»Das Ausbleiben einer einheitsstiftenden Funktion des Gegenstandes..., das Fehlen eines Zusammenhangs zwischen der wachsenden Intensität der Einzelforschung und steigender Integrier- und Kumulierbarkeit der dabei gewonnenen Befunde, ist u.E. darauf zurückzuführen, daß die traditionelle Psychologie seit Beginn ihres einzelwissenschaftlichen Daseins ihren Gegenstand auf *gravierende Weise einseitig, verkürzt, stückhaft* erfaßt hat, wobei *seine wesentlichen Dimensionen* aus der Forschung *ausgeblendet* blieben und demgemäß einheitliche *Grundkategorien* als »*geistiges Band*« zwischen den Einzeltheorien und -resultaten *sich nicht herausbilden konnten.*« (Holzkamp 1978, 147/148)

3. Gegenstand und Methode

Damit ist jedoch *nur eine Seite* des Problems beleuchtet. Sichtbar wird

hier das, was wir die *gegenständliche Determinante* einer Erkenntnismethodologie nennen wollen. Versuchen wir uns nun zu vergegenwärtigen, welchen Sinn es macht, wenn wir davon eine *methodische Determinante* unterscheiden wollen. Aus der Sicht der klassischen Naturwissenschaften mutet diese Unterscheidung zunächst einmal 'äußerlich' an. Bilden doch für sie die sachliche Gliederung ihres Untersuchungsgegenstandes und die methodische Gliederung der Untersuchung selbst eine — in der historischen Entstehungsphase der neuzeitlichen Naturwissenschaften zumindest — selbstverständliche Einheit. Sie wird praktisch realisiert im Prozeß der Erkenntnis selbst. Wird dieser nämlich als ein *materieller Erzeugungsvorgang* von Wissen begriffen, dessen theoretische Resultate materielle Modelle repräsentieren, so setzt das Verständnis jedes wissenschaftlichen Resultates das Begreifen seiner wissenschaftlichen *Produktion* voraus. Die Erklärung eines theoretischen Abbildes der Wirklichkeit verlangt die Klärung der *Tat* des Abbildens.

Versteht man in diesem Sinne eine *Erkenntnis* allgemein als die strukturierte Menge einzelner Wissensprodukte, so kann man über den elementaren Ansatz der dialektischen Widerspiegelungstheorie aussagen, daß er ausgeht von der Voraussetzung der Existenz von *Abbildungen* (als gegenständliche Widerspiegelungen), diese nun aber begreift als den faktischen, weil gegenständlichen Beweis für die vorgängige Existenz des *Abbildens* (des Widerspiegels als des *Erzeugens* von Abbildern). Denn wie man

»kein Produkt ohne Produktion hat, so hat man kein Abbild ohne Abbilden, keine Widerspiegelung ohne Widerspiegeln... Und materialistisch verstanden, kann sich ein Subjekt nur zum Bildner bilden, wenn es für diese Tat materielle Mittel und Gegenstände vorfindet, die es im Abbilden gültig reproduziert« (Ruben 1976, 24/25).

Berücksichtigt man nun diesen Zusammenhang bei der Betrachtung des Verhältnisses von *Gegenstand und Methode*, so leuchtet ein, daß eine konkret-bestimmte Erkenntnismethodologie einen konkret-realisierten Erkenntnisprozeß und mithin ein in seinem konkreten Reichtum erkanntes Objekt immer als eine gegenständliche *Voraussetzung* unterstellen muß. In der Entstehungsphase der klassischen Physik läßt sich, wie angedeutet, dieses Geschehen exemplarisch studieren (Lefèvre 1978). Hier schlägt sich in der systematischen Rekonstruktion von materiellen Wirkzusammenhängen die funktionale Gliederung des physikalischen Erkenntnisgegenstandes in der begrifflichen Verallgemeinerung ihrer methodischen Verfahren nieder. Wir können hier von einer *Einheit der gegenständlichen und methodischen Determinanten* in der Ableitung einer allgemeinen Erkenntnismethodologie sprechen: Indem die Standards und Kriterien der effektiven wissenschaftlichen Erkenntnisarbeit theoretisch verallgemeinert werden, rekonstruiert sich in methodologischer Form die sachliche Gliederung des Gegenstandes. Seine *immanente Lo-*

gik (in der Sprache der Philosophie auch Ontologie genannt) bestimmt die *Logik seiner ideellen Reproduktion* (philosophisch: die Gnoseologie). Subjektiver Ausdruck jener objektiven Einheit von gegenständlichen und methodischen Momenten ist im Falle der Frühphase der Physikgeschichte der Wissenschaftler selbst, der, wie z.B. Galilei, Kepler oder Newton, den empirischen Forscher und philosophischen Denker, den tätigen Experimentator und Methodologen und Wissenschaftstheoretiker zugleich verkörpert.

Auf der Basis einer solchen 'in der Sache' begründeten wissenschaftlichen Erkenntnismethodologie wie der der klassischen Physik ist es dann sachlich — zumindest prinzipiell — möglich, objektive Kriterien und Standards auch zur Beurteilung des grundwissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts abzuleiten, und dies sowohl für die gegenständlich-empirische Kenntniserweiterung wie für das methodisch-systematische Grundkonzept. (Zur Verdeutlichung sei ergänzt, daß hier und im folgenden unter einer *wissenschaftlichen Grundkonzeption* also der spezifische Zusammenhang von *gegenständlichen* und *methodischen* Momenten, die die jeweilige *Erkenntnismethodologie* einer Einzelwissenschaft bestimmen, verstanden wird.)

Ein für den weiteren Verlauf unserer Überlegungen nicht uninteressanter Gesichtspunkt soll in diesem Zusammenhang zumindest angedeutet werden. Die neuere Entwicklung der theoretischen Physik scheint nämlich — wenigstens für Fachleute — die auf den ersten Blick überraschende Annahme zu bestätigen, daß auf der Grundlage des hier in seinem historischen Ursprung umrissenen grundwissenschaftlichen Verhältnisses von Gegenstand und Methode die Akkumulation der empirischen Erkenntnisse langfristig keineswegs zu einer zunehmenden Ausweitung auch der konzeptionellen Prämissen der Erkenntnismethodologie führt. So glaubt C.F. von Weizsäcker Belege für die Vermutung ausmachen zu können, »daß der Fortschritt der Physik uns immer umfassenderen und *darum wohl auch elementarer* Prämissen nähert. Die älteren Theorien, wie z.B. die klassische Mechanik, beruhen nach dieser Vermutung auf spezielleren Prämissen als die neueren.« (1970, 379; Hervorh. J.B.)

Die für diese Entwicklung von der klassischen Mechanik bis über die 'Einsteinsche Wende' hinaus charakteristische 'in der Sache' begründete Erkenntnismethodologie ist es nun, die die traditionelle *psychologische Forschung* allem Anschein nach gerade *nicht* auszeichnet. Folgt man Holzkamps Überlegungen (1978, 164f.), so ist es, wie wir sahen, schon mit der wirklichkeitsverengenden Gegenstandskonstitution weitgehend in Frage gestellt, ob die in der oberflächlichen Variabilität menschlicher Lebensäußerungen verborgene innere Ordnung des wesentlichen Realzusammenhangs in einem ideell reflektierten Abbild »herausanalysiert« werden kann. Statt so die *methodische Perspektive* der Untersuchung in den Bewegungsgesetzmäßigkeiten des empirischen Materials begründen zu können, wird sie vielmehr durch eine *äußere*, für den Erkenntnisgegenstand allemal »beliebige« Ordnung vorgegeben. Statt sie aus dem je-

weiligen gegenständlichen Mensch-Welt Zusammenhang herauszudifferenzieren, wird sie äußerlich in ihn »hineingetragen«.

Woher kommt aber nun das, was hier von 'außen' vorgegeben wird? Wessen 'Belieben' bestimmt die jeweilige *methodische* Perspektive? Und wenn es zunächst als Ausdruck 'subjektiver Äußerlichkeit' erscheint, so erhebt sich die Frage: Gibt es etwas diesen Äußerlichkeiten Inneres? Wenn sich z.B. jener »formallogische Apparat«, in dem, so Jäger/Leiser (1979), die positivistischen Ansätze in der gegenwärtigen Psychologie ihre theoretische Operationsbasis finden, eben nicht auf eine objektive Sachgrundlage in seinem besonderen psychologischen Gegenstandsbe-
reich berufen kann, wie ist dann seine doch so grundlegende methodische Bedeutung für eine ganze, historisch gewachsene wissenschaftliche Erkenntnisdisziplin zu erklären?

4. Der historische Ursprung der »Krise« und die methodologische Ausgangsverfassung der psychologischen Forschung

Es gibt einige Anzeichen, die dafür sprechen, jene ungesicherte methodische Orientierung und paradigmalose Beliebbarkeit in der Theoriebildung der traditionellen Psychologie, von der eingangs die Rede war, als ein besonderes Kennzeichen ihrer *gegenwärtigen* wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklungsphase zu begreifen. D.h., wir gehen damit zunächst davon aus, daß die Psychologie durchaus eine wissenschaftstheoretisch konstatierbare *Entwicklung* in den gut 100 Jahren ihres Bestehens durchgemacht hat, auch wenn, wie es schien, vorerst noch unklar ist, welche objektiven Kriterien für eine solche Beurteilung dienlich sind. Betrachten wir also einmal die gegenwärtige Phase als den vorläufigen Endpunkt einer vorangegangenen Entwicklung. Machen wir nun mehrere ähnliche analytischen Querschnitte durch diese wissenschaftsgeschichtliche Entwicklung, die mit den ersten praktischen und theoretischen Begründungsversuchen der Einzelwissenschaft Psychologie beginnt, so läßt sich vielleicht folgende These aufstellen: Der wissenschaftshistorische Prozeß der Psychologie stellt sich real als eine *Entwicklung* dar, in der sich in unzähligen Krisendokumenten und zunehmend deutlicheren Formen die fundamentale Insuffizienz ihrer grundwissenschaftlichen *Ausgangskonzeption* manifestiert.

Ein Krisenbewußtsein ist nun, wie wir wissen, in der Psychologie alles andere als neu. Und dies nicht allein, wenn man die Psychologie als eine Instanz der ideologischen Reflexion der gesellschaftlichen und kulturellen Krise des bürgerlichen Zeitalters versteht (man denke nur an Schriften wie Freuds »Das Unbehagen in der Kultur«), sondern auch — und das interessiert uns hier vor allem — wenn man ihre wissenschaftstheoretische Selbstreflexion betrachtet. Nimmt man Wundts Gründung des Leipziger Laboratoriums 1879 oder den ersten Psychologie-Kongreß 1889

in Paris als äußerliche Markierungen für die Entstehung einer eigenständigen Disziplin, so kann in der gleichen Zeit auch schon die Entstehung einer *Krise des Faches* und seiner *wissenschaftlichen Ansprüche* verfolgt werden. Nicht erst Willys 1889 erscheinendes Buch »Die Krisis in der Psychologie« oder Watsons radikale Infragestellung der seinerzeit erreichten Ergebnisse der Forschung »Die Psychologie vom Standpunkt eines Behavioristen« (1913) sind hier Indizien, die beliebig durch jede chronologische Psychologiegeschichte zu erweitern wären. Wenn Karl Bühlers 1927 erschienene »Die Krise der Psychologie« noch von einer »Aufbaukrise« ausgeht und ein *embarra de richesse* vermutet, »wie er das Ausholen zu einem umfassenden Gemeinschaftswerke begleiten kann«, so sieht schon die nächste Psychologen-Generation hierin den kaum mehr zu rechtfertigenden Optimismus einer kühnen Hoffnung.

Dieses wissenschaftstheoretische Unwohlsein in der ganzen bisherigen Psychologiegeschichte hat nun aber selbst eine Entwicklung vollzogen, an deren vorläufigem Endpunkt sich eine neue Qualität ausmachen läßt. Die Grundvoraussetzungen, von denen sie wissenschaftshistorisch und *wissenschaftstheoretisch* ihren Ausgang nahm, sind mittlerweile in ihrer Gültigkeit *negiert*.

Betrachtet man nämlich jenen historischen Ausgangspunkt etwas näher, so drängt sich eine Vermutung auf. Es scheint, daß weniger das *Fehlen* jeglicher methodologischer Grundorientierung die wissenschaftstheoretische Selbstbegründung der Psychologie kennzeichnet, als vielmehr das Gegenteil: ihre *grundlegende Ausrichtung* an einem bestimmten Verständnis von Wissenschaftlichkeit, welches zunächst einmal in dem Verständnis einer bestimmten *Methode* gründet.

Wenn hier nun einige Überlegungen zur Erhärtung der These von einer grundlegenden, ja *konstitutiven* Bedeutung der methodologischen Ausgangsverfassung der traditionellen Psychologie für ihre Selbstbegründung als Wissenschaft dargelegt werden, so soll damit nicht die Konstitutionsbedeutung bestritten werden, die der Herausbildung des spezifischen *Gegenstandes* der Psychologie beizumessen ist. Ihr ist jedoch ein anderer Stellenwert zugewiesen (als z. B. in den eingangs erwähnten theoretischen Rekonstruktionsansätzen). Die Besonderheit des Gegenstandes, der der entstehenden Psychologie zur wissenschaftlichen Betrachtung zugewiesen wurde, geht als *ein Moment* in die Rekonstruktion ihres grundwissenschaftlichen Begründungszusammenhangs ein. Aber das Moment ist noch nicht der Zusammenhang. Sieht die Erklärung des gegenwärtigen methodologischen Dilemmas in der psychologischen Forschung allein die historische *Gegenstandsverfälschung*, so greift sie vielleicht zu kurz. Blendet sie damit doch aus, was als ein anderes wesentliches Begründungsmoment schon für die *Form* der *Gegenstandswahrnehmung* und ihre theoretische Fixierung zu begreifen ist: die methodologische Ausgangskonzeption, die der spezifischen Gegenstandsaneignung zu Grunde liegt.

Von Herbart über Fechner bis James war für fast alle klassischen Begründer der Psychologie seinerzeit unumstritten: auch wenn die eigentlichen Umriss des Faches sich vielleicht gerade erst abzuzeichnen begin-

nen — ein ganz bestimmtes, nämlich *wissenschaftliches* Unterfangen wird es allemal. Und was das heißen konnte, schien den meisten der ersten Psychologen schon deshalb vorab gesichert, weil sie sich selbst in der Regel zunächst als *Wissenschaftler* verstanden. Versehen mit entsprechenden Vorausbildungen in zumeist analytisch-empirischen Fachwissenschaften, begannen sie so, sich der neuen Problemstellungen des Psychischen anzunehmen. Als ein Beispiel sei hier nur H.L.F. von Helmholtz hervorgehoben. Oft als einer der größten Experimentalpsychologen des 19. Jahrhunderts in den Psychologiegeschichten dargestellt, arbeitete er sowohl in der experimentellen und theoretischen Physik und trug im Laufe seines Lebens durch eigenständige Forschungsbeiträge zur Weiterentwicklung der Anatomie (und ihrer Anwendung auf die Chirurgie), Physiologie, Chemie, Meteorologie und nicht zuletzt der Mathematik bei. In seinem Selbstverständnis traten so die entsprechenden Einzeldisziplinen auch nur als Einzelaspekte *der* Wissenschaft in Erscheinung. Dergestalt mit dem Entwicklungsstand der Forschung in den wesentlichen analytischen Erkenntnisdisziplinen wohl vertraut, war ihm natürlich der Pionier- und Versuchscharakter der ersten Untersuchungen der 'psychischen Realität' bewußt. Gleichwohl schien ihm die wissenschaftliche Grundkonzeption der Einzeldisziplin Psychologie von vornherein abgemacht.

In der, verglichen mit anderen Einzelwissenschaften, historisch relativ späten Genese der Psychologie begegnet uns ein wissenschaftsgeschichtlicher Sonderfall. Kann man z.B. bei der Entstehung der klassischen Physik verfolgen, wie sich ihre wissenschaftliche Grundkonzeption aus der dialektischen Gegendetermination von gegenständlichen und methodischen Momenten genetisch und wissenschaftslogisch aufbaut (wir sprachen so von einer 'genetischen Rekonstruktion' des Gegenstandes in der Methodologie), so finden wir in der Psychologie einen völlig anderen Zusammenhang dieser beiden Momente. Nicht im Anschluß an eine solche Entwicklung tritt hier das wissenschaftliche Systemganze auf. Es erscheint vielmehr schon an ihrem Anfang.

Auch wenn die analytische Tiefenpsychologie nur eine, zudem auch erst spät entstandene psychologische Strömung darstellt, so entsteht sie doch in gewisser Hinsicht unter vergleichbaren Umständen wie z.B. die Experimentalpsychologie. Man kann daher Freuds Einschätzung des Verhältnisses von wissenschaftlichem Erkenntnisssystem und tatsächlich angeeignetem empirischen Material durchaus auf die ganze damalige Psychologie verallgemeinern: »Das Lehrgebäude der Psychoanalyse, das wir geschaffen haben«, schreibt er 1917, »ist in Wirklichkeit der Überbau, der irgendeinmal auf sein organisches Fundament aufgesetzt werden soll; aber wir kennen dieses noch nicht« (Freud 1948, 403).

Die bisherige Psychologiegeschichte läßt sich so als ein eigenartiges Geschehen betrachten: Sie läuft nicht auf die Begründung einer originären

empirisch und theoretisch abgesicherten methodologischen Grundkonzeption hinaus (wie sie sich z. B. in der Physik aus einer konkreten *wissenschaftlichen Erfahrungsgeschichte* rekonstruieren läßt).⁶ In der Psychologie scheint gerade der Versuch ihrer empirischen Fundierung dazu geführt zu haben, daß ihre ursprüngliche wissenschaftliche Ausgangskonzeption höchst fragwürdig geworden ist. Und das so sehr, daß — wie angedeutet — führende Vertreter des Faches heute nicht einmal mehr eine gemeinsame, sachlich abgeleitete methodologische Leitvorstellung, geschweige denn ein konzeptionelles Paradigma, prinzipiell als möglich erachten. Unzähliger *trial and error*-Erfahrungen zum Trotz führt die Geschichte der traditionellen psychologischen Forschung (vgl. näher dazu Maschewsky 1977) nicht zu einer methodologischen Konsolidierung (wie es, um mit Kuhn zu reden, im Regelfall einer normalwissenschaftlichen Entwicklung zu erwarten gewesen wäre). Sie führt zur fast vollständigen Destruierung ihrer ursprünglich gewählten methodologischen Selbstverfassung, durch die sie sich in der Stunde ihrer Geburt wie mit einem Adelsbrief ihre eigene wissenschaftliche Würde zu sichern erhoffte. Sehen wir uns daher das Entstehen und die Beschaffenheit dieser Ausgangskonzeption etwas genauer an.

5. Die wissenschaftliche Selbstbegründung der Psychologie

Die Auswirkungen der industriellen Revolution auf die Produktions- und Lebensumstände der Menschen in Mitteleuropa im 19. Jahrhundert sind oft dargelegt worden. Sie bildeten den Hintergrund bis dahin kaum gekannter Umwälzungen in allen sozialen Bereichen. Die hier massenhaft aufkommenden neuartigen Probleme *psychischer* Natur, die den Menschen in ihrem Arbeitsleben wie in fast allen sozialen Bereichen entstanden, drängten mit gesellschaftlicher Notwendigkeit zur Untersuchung ihrer Ursachen und auf eine Lösung (oder Verwaltung) zumindest der eklatantesten Schwierigkeiten, denen sich die Individuen in ihrer empirischen Subjektivität ausgesetzt sahen.

Es entstand die neuzeitliche Psychologie als die spezifische Untersuchungs- und Behandelungsdisziplin, die sich dieser neuartigen empirischen Problemerscheinungen anzunehmen hatte (näher dazu Jaeger/Staeuble 1978; Ben-David/Collins 1974). Um dieses neue Problemmaterial zu begreifen, wird es zunächst klassifikatorisch strukturiert und in Gegenstandsbereiche fixiert, die als *spezifisch* für die neue Disziplin gelten (»die Psyche«, »die Seele«, »die Empfindungen«, »das Bewußtsein« u. a. m.); andere Aspekte werden separiert (der Mensch als biologisches, organisches, ökonomisches, politisches, künstlerisches usw. Wesen). Neu dabei ist jedoch weniger die praktische oder theoretische Auseinandersetzung mit bestimmten Gegenstandsaspekten dieses Materials (auch die Philosophie, die Medizin, die Ökonomie sowie religiöse und karitativ-

soziale Instanzen setzten sich ja mit der psychischen Dimension gesellschaftlicher Individuen auseinander). Neu ist vielmehr der explizite Anspruch auf die *wissenschaftliche* Auseinandersetzung, mit der sich nun die Psychologie von ihrer Vorgeschichte abzugrenzen sucht.

Worin aber war dieses *Wissenschaftliche* zu sehen? Was war das Kriterium dafür, was war die *Vorstellung* von Wissenschaftlichkeit, mit der die Psychologie sich ihres Gegenstandes anzunehmen suchte? Wer nämlich wissenschaftlich erkennen will, bringt eine mehr oder weniger reflektierte Vorstellung von Wissenschaft allemal schon mit. Und er tut dies unabhängig davon, ob er darum weiß oder nicht. Jedes Begreifen setzt einen *Begriff* dessen, *was* und *wie* es zu begreifen gilt, in der Tat voraus — gleichgültig, ob dieser Begriff selbst bewußt und begriffen ist.⁷

Was jedoch bestimmte das Verständnis von Wissenschaftlichkeit der neu zu begründenden Psychologie, wenn ihr spezifischer Erkenntnisgegenstand gerade erst als Objekt der äußeren Anschauung auftaucht, also alles andere als in seiner sachlichen Gliederung schon empirisch erfaßt und gegenständlich begriffen ist? Ist es nicht der Begriff der zu begreifenden Sache (des *Was* der Erkenntnis), der hier weiterhilft, so bleibt jedoch der des Begreifens (des *Wie* des Erkennens). Die Art und Weise der wissenschaftlichen Erkenntnis, die *Methode*, scheint sich so als die Instanz anzubieten, mit der sich der wissenschaftliche Status einer Erkenntnisdisziplin zu legitimieren vermag. Ist es doch auch vor allem eine bestimmte *systematische Methode des Erkennens*, mit deren Entwicklung in der klassischen Physik die Naturerkennnis über das Niveau einer spekulativen Theorieform hinausgelangt war und damit historisch überhaupt zum ersten Mal von einem *wissenschaftlichen Theoriety* eine Vorstellung entstehen konnte (Brockmeier 1978a). Wissenschaftliches Arbeiten, so will es angesichts der Entstehung der neuzeitlichen Naturwissenschaften scheinen, heißt daher zunächst, mit einer bestimmten systematischen Methode arbeiten. Es heißt damit auch, an der systematischen und damit verallgemeinerbaren *Bestimmung dieser Methode* zu arbeiten, also eine *Methodologie* zu erarbeiten.⁸ Allein, welche Methode ist nun konkret gemeint, wenn wir an die Begründung der *Psychologie* denken?

In unserem Fall gab es hier keine Frage. Für die einzelwissenschaftliche Begründung der Psychologie als exakt-empirischer Disziplin kam auf dem vorliegenden Stand der Wissenschaftsentwicklung als *methodisches* Leitbild nur das in Betracht, was bis heute als grundlegendes Modell wissenschaftlicher Erkenntnis systematisch ausgebildet ist und allseitig bewährt scheint. Es ist dies das *Modell der analytischen Erkenntnis der modernen Naturwissenschaft*, wie es sich historisch mit der Genese der Newtonschen Mechanik herausgebildet hat.

6. Psychologie und Physik

Fast alle Begründer der Psychologie vom Anfang des 19. Jahrhunderts bei Herbart bis zum Ausgang bei Freud lassen keinen Zweifel daran, daß sie allein hier, in der *analytischen Methode* der klassischen Physik das paradigmatische Erkenntnismodell anerkennen, an dem sich auch die Wissenschaftlichkeit ihrer neu zu entwickelnden Disziplin zu messen hat.

Trotz offensichtlicher Unterschiede zur Physik — im Vordergrund stand *maßgeblich* das Gemeinsame. Auch Wundt, obgleich einer der Hauptvertreter einer Psychologie, die sich in ihrer Begründung gerade von den Naturwissenschaften abgrenzt, sah die hier ausschlaggebenden Unterschiede allein in einer Verschiedenartigkeit der Gegenstände angelegt. Nicht die »spezifischen Erkenntnisinhalte« der klassischen Naturwissenschaften, sondern die »allgemeinen Erfahrungen in ihrer unmittelbaren subjektiven Beschaffenheit« sind Gegenstand der Psychologie, schreibt er 1886. Zu deren Erforschung kann sie sich jedoch »keiner anderen Methode bedienen als solcher, wie sie von den Erfahrungswissenschaften überhaupt zur Feststellung von Tatsachen sowie zur Analyse der kausalen Verknüpfung derselben angewandt werden« (Wundt 1922, S. 24). Im Anschluß an die experimentellen und mathematischen Untersuchungen von Empfindungen und Bewegungsakten, die die Naturwissenschaftler Helmholtz, Weber und Fechner durchgeführt hatten, entwickelt Wundt das erste experimentell-psychologische Programm. Da die Unterschiede im physikalischen und psychologischen Gegenstandsreich »zwar Modifikationen in der Anwendungsweise, nicht aber in der wesentlichen Beschaffenheit der von beiden angewandten Methoden begründen« (ebd.), wird die naturwissenschaftliche Methodologie für Wundt schon auf Grund des einfachen Umstandes zum »Vorbilde«, weil sie schon ausgebildet vorliegt.

In der Regel vollzieht sich die grundwissenschaftliche Orientierung der ersten Fachpsychologen allerdings nicht direkt an der Physik, sondern an den empirisch-exakten Naturwissenschaften, die sich vermittelt der menschlichen Natur annehmen: der Biologie, Chemie, Physiologie und Medizin. In ihrem methodischen und grundwissenschaftlichen Selbstverständnis können jedoch gerade diese Disziplinen als *streng physikalistisch* gelten.

Aus Gründen der Beschränkung wie der exemplarischen Anschaulichkeit sei hier nur an die wissenschaftstheoretische Situation im *Wien* der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erinnert. Wien war zu jener Zeit eines der Zentren einer an den empirisch-exakten Wissenschaften orientierten Psychologie. Hier übte vor allem Wilhelm Griesingers naturwissenschaftliche Grundlegung der Psychiatrie großen Einfluß aus. In ihr verkörperte sich exemplarisch jene reine physiologische Sicht des Psychischen, die für die wissenschaftlich-akademische Aneignung des neuen Gegenstandes charakteristisch war. Die Seele wurde verstanden als das System der verschiedenen energetischen Gehirnzustände. Ihre Elemente und deren kausale

Zusammenhänge konstituieren das 'Seelenleben'. Neben den Theorien Griesingers hatte vor allem die Jüngere Wiener medizinische Schule großen Einfluß. In ihrem streng empirischen Verständnis der Medizin war die physikalische Physiologie der Helmholtz-Tradition das Zentralgebiet jeder Wissenschaft vom Menschen — eine Konzeption, die die Realität der medizinischen Forschung im 19. Jahrhundert adäquat zum Ausdruck brachte. Gerade die medizinischen Forschungsinstitutionen waren nämlich nicht nur methodologisch an die Naturwissenschaften, und zwar vor allem an Physik und Chemie gebunden (Engelhardt 1978, 607), auch die konkrete Forschungspraxis in den medizinischen Fundamentargebieten war genuin naturwissenschaftlich organisiert.

Als z.B. Freud 1873 sein Studium an der Wiener Universität begann, war seine Schwerpunktsetzung leicht verständlich: Physiologie und Gehirn-anatomie. Es folgten längere Forschungsarbeiten im physiologischen Laboratorium von Ernst Brücke. Die wissenschaftstheoretische Atmosphäre, in der psychologische Theorien entstanden, charakterisiert Du Bois:

»Brücke und ich haben uns geschworen, die Wahrheit geltend zu machen, daß im Organismus keine anderen Kräfte wirksam sind als die gemeinen physikalisch-chemischen, daß, wo diese bislang zur Erklärung nicht ausreichten, mittels der physikalisch-mathematischen Methode entweder nach Art und Weise die Wirksamkeit im konkreten Fall gesucht werden muß, oder daß neue Kräfte angenommen werden müssen, welche, von gleicher Dignität mit den physikalisch-chemischen, der Materie inhärent, stets nur auf abstoßende oder anziehende Komponenten zurückzuführen sind.« (Du Bois, 1918, 60f.)

1895 schreibt Freud seinen »Entwurf einer naturwissenschaftlichen Psychologie«. Methodisches Pendant zu seiner physikalistisch-physiologischen Vorstellung eines gehirnanatomisch meßbaren seelischen Systems ist die Orientierung am elektrophysikalistischen Mechanismus (Kätzel 1977, 71). Psychische Prozesse erscheinen so als getreue Projektionen der atomistisch-mechanischen Konzeption quantitativ bestimmbarer Energieverteilungs- und Energieumwandlungsprozesse unter Voraussetzung der Energiekonstanz des Gesamtsystems.

Vor allem hier, in der analytischen Experimentalpraxis der Physik sah Freud den Kern der wissenschaftlichen Arbeit auch in der Psychologie. Wissenschaftlichen Anspruch kann so allein das Erkenntnisverfahren erheben, daß auf der systematischen Grundlage der *analytischen* Methode beruht — diese in seiner naturwissenschaftlichen Ausbildung und Forschungspraxis gewonnene Überzeugung Freuds schien ihm durch die über zweihundert Jahre lange Erfolgsgeschichte der neuzeitlichen Wissenschaften unumstößlich gesichert. Und dies auch dann noch, als ihm in seiner psychologisch-therapeutischen Praxis allmählich Zweifel kamen, ob der physikalistisch-physiologische Begriff des Psychischen tatsächlich die gesamte psychische Realität erfassen kann.

7. Was ist die analytische Methode?

Die wissenschaftstheoretischen Bemerkungen Freuds aus jener Zeit be-

stätigen: das »eigentlich reale Psychische« (Freud 1948a, 617) taucht auf als eine notwendige Annahme aus den Erklärungsmängeln des Neurophysikalismus.⁹ Aber nicht die allmähliche Entdeckung einer *eigengesetzlichen* psychischen Realität, nicht der (in einer einzeldisziplinär-psychologischen Sicht) gerade erst unter der Form der reinen Anschauung wahrgenommene Gegenstand — die Probleme der empirischen Subjektivität der Individuen in der bürgerlichen Gesellschaft —, sondern das *analytische Wissenschaftsparadigma* der neuzeitlichen Naturwissenschaften prägt das Erkenntnismodell, an dem sich die Psychologie gegen Ende des 19. Jahrhunderts in ihrer wissenschaftlichen Selbstbegründung ausrichtet.

Mit dem analytischen Wissenschaftsparadigma bezeichnen wir hier das methodologische Modell wissenschaftlicher Arbeit, zu dem die analytisch-experimentelle Methode der klassisch-mechanischen Physik, wie sie von Galilei bis Newton entwickelt wurde, in systematischer Form verallgemeinert wurde.

Wenn wir von einem *Wissenschaftsparadigma* und nicht allein von einem *Methodenparadigma* sprechen, so deshalb, weil wir hier mit einer bestimmten wissenschaftlichen Verfahrensweise unabhängig von dem Fachgebiet, in dem sie entstanden ist, einen Begriff für Wissenschaftlichkeit überhaupt vorgegeben sehen. Vorausgegangen ist mithin ein Prozeß der *Ablösung* und *Verallgemeinerung* einer konkret-bestimmten Erkenntnisform. In ihm ist aus einer, in der Auseinandersetzung mit einem spezifischen Erkenntnisgegenstand entstandenen Methode eine auf einem verallgemeinerten Niveau fixierte Methodologie geworden, die schließlich als Kriterium für den *wissenschaftlichen* Status einer Erkenntnisdisziplin gilt.

Eine wissenschaftshistorische Rekonstruktion der analytischen Methode kann an dieser Stelle natürlich nicht geleistet werden. Es geht hier vielmehr um das Problem der wissenschaftstheoretischen *Übertragung* einer methodischen Leitvorstellung. Mit ihr ist nämlich, wie wir sehen, auch die Übertragung eines bestimmten grundkonzeptionellen Wissenschaftsverständnisses eingeschlossen, das sich u. a. im kategorialen, instrumentellen und institutionellen Gerüst einer einzelwissenschaftlichen Disziplin ausdrückt. Die Konsequenzen einer solchen Übertragung im Falle der Psychologie sind nun nicht nur unter wissenschaftshistorischem Aspekt von besonderem Interesse. Betreffen sie doch direkt — so die hier vorgetragene These — die gegenwärtige Problemlage der traditionellen psychologischen Forschung.

Der Kern des analytischen Wissenschaftsparadigmas — die analytische Methode der neuzeitlichen 'Leitwissenschaft' Physik — hat sich durch alle Entwicklungen und wissenschaftliche Revolutionen hindurch (incl. der in der Physik selbst erfolgten Veränderungen [Weizsäcker 1979]) als erkenntnistheoretischer Modellstandard 'erhärter'. Im Werk Newtons ist die theoretische und praktische Ausbildung dieses Paradigmas in seiner wesentlichen Form abgeschlossen. Schon mit Galileis Experimentaluntersuchungen zur Kinematik entwickelt sich dieser »Newtonsche Rahmen«, der, wie es Einstein formulierte, »der Wissenschaft fast zwei Jahrhunderte lang Halt und gedankliche Führung gibt« (Einstein 1966, 155). Galilei zielt auf eine, genau genommen analytisch-synthetische Untersuchung

der Eigenschaften von Verhältnissen und Beziehungen zwischen Naturdingen (Lefèvre 1978, 122). Nicht mehr auf das einzelne Naturding oder eines seiner Momente, sondern auf *relationale* Größen richtet sich das Interesse der entstehenden Naturwissenschaft. Es geht so um Wirkverhältnisse, die in ihrer allgemeinen Form, und das heißt in ihrer gesetzmäßigen Form, erkannt werden sollen. Der operative Gehalt dieser Erkenntnisleistungen besteht dabei nun in bestimmten *Vergleichs- und Meßvorgängen*. In diesen Operationen ist der sachliche Gehalt der analytischen Methode zu sehen. In der experimentellen *Identifizierung* (Brockmeier/Rohbeck 1979) von Bewegungsinvarianten wird die Wirkstruktur eines natürlichen Zusammenhangs herausanalysiert, die als 'Natur der Sache', als Wesen einer Erscheinung gelten kann. Die so fixierte 'wesentliche' Natur stellt den Möglichkeitsrahmen für das Verhalten des untersuchten Systems dar. Jede konkrete Realisation dieses Systems kann mithin als *ein bestimmtes* Verhalten unter (natürlich und analytisch) gegebenen (oder bewußt berücksichtigten) Bedingungen für alle gleichartigen Systeme vorausgesagt werden. Die Voraussage selbst basiert dann auf einer rein *logischen Deduktion*, die aus den 'identifizierten' Anfangsbedingungen mittels des erforschten Verhaltensgesetzes (der »ewigen Natur der Sache«) die künftig eintretenden Änderungen kalkuliert (Ruben 1975, 242). Um die einzelnen Wirkmomente des zu untersuchenden Systems identifizieren zu können, muß jedoch überhaupt erst einmal der äußere *analytische Rahmen* des Experimentalzusammenhangs konstituiert werden. Voraussetzung für die eigentliche experimentelle Meßoperation ist also ein Vorgang, den man als *analytische Isolation* bezeichnen kann. In einem *äußeren Eingriff* 'setzt' das Untersuchungssubjekt, der forschende Experimentator, ein abgeschlossenes System. Er konstituiert so einen künstlichen Bedingungs-zusammenhang, in dem unter *Abstraktion* unwesentlicher Determinanten schließlich das Verhalten einzelner Momente untereinander und zu dem Gesamtsystem *gemessen* wird.

Mit diesen analytischen Meßoperationen und der Ergebnisformulierung in analytischen Größengleichungen ist die Elementarform jeder wissenschaftlichen Erkenntnis vorgezeichnet. Galileis Versuche begründen einen Erkenntnistyp, dessen Voraussetzung der verändernde Eingriff des Menschen in einen natürlichen Zusammenhang ist. Die analytische Isolation des zu untersuchenden Systems konstituiert es überhaupt erst als ein Untersuchbares. Dem natürlichen Fluß zeit-räumlicher Veränderungen entnommen, ist das Experimentalsystem eine Natur-Abstraktion, in dem nun konkrete Messungen vorgenommen werden können. Dabei werden die Naturprozesse als Vorgänge der Verlagerung und Verschiebung von Elementarteilchen greifbar und exakt quantitativ bestimmbar. In der so umrissenen *Analytik* (= analytische Methode) kann mithin das grundlegende Erkenntnismodell der neuzeitlichen empirischen Wissenschaften gesehen werden.

8. Die Analytik in der Psychologie

Blicken wir vor diesem Hintergrund nun doch einmal auf das kategoriale Gerüst, mit dem Freud sich eine »exakt-naturwissenschaftliche« Begründung der Psychologie vorgestellt hatte. Wenn man dabei berücksichtigt, daß es doch vor allem die Kritik der klassischen 'akademischen' Psychologie und ihres von Wundt begründeten (und im Funktionalismus und Behaviorismus radikalisierten) *Objektivitätspostulats* war, aus der sich die 'tiefen'-psychologischen Erklärungsansätze entwickelten, so kann dieser Umstand zunächst vielleicht irritieren. Denn trotz seiner kritischen 'Absetzung' von der traditionellen 'Schulpsychologie', deren Mängel und Beschränktheiten Freud z.T. prägnant nachzuweisen verstand, hat auch er nie einen Zweifel daran gelassen, daß ihm der spezifisch psychologische Gegenstand nur dann adäquat erfassbar schien, wenn er *nach Art* einer Naturwissenschaft erkannt und dargestellt würde. In der Erarbeitung einer *Theorie der Analytik des Psychischen* sollte dieser Versuch realisiert werden. Die Ausgangskategorien entnahm er dabei direkt der Physik; so zunächst einmal die psychophysische Raumkonzeption.

»Unsere Annahme eines räumlich ausgedehnten, zweckmäßig zusammengesetzten... psychischen Apparats... hat uns in den Stand gesetzt, die Psychologie auf einer ähnlichen Grundlage aufzurichten wie jede andere Naturwissenschaft, z. B. wie die Physik. Hier wie dort besteht die Aufgabe darin, hinter den unseren Wahrnehmungen direkt gegebenen Eigenschaften (Qualitäten) des Forschungsobjekts anderes aufzudecken, was von der besonderen Aufnahmefähigkeit unserer Sinnesorgane unabhängiger und dem vermuteten realen Sachverhalt besser angehört ist.« (Freud 1970, 52)

Aber nicht nur die konzeptionellen Modellvorstellungen des »psychischen Apparates«, der »psychischen Energie«, und der »Triebmechanik« sind in den kategorialen und instrumentellen Vorgaben der klassischen Mechanik entwickelt worden. Auch die theoretische Begründung seiner tiefenpsychologischen Behandlungsmethoden basiert auf der Vorgehensweise der physikalischen Experimentaluntersuchungen. In der Zentralkategorie *Analyse* ist eine Zusammenfassung der operativen »Techniken«, der analytischen Zerlegung der inneren »Dynamik« des »Untersuchungsmaterials«, seiner zergliedernden »Identifizierung« und der schließlichen Re-»Konstruktion« in der »Synthese« durch den »methodisch bewußten« Analytiker, angestrebt. Da Freud sich seinen Gegenstand, die menschliche Psyche, entsprechend physikalischer Modellvorstellungen strukturiert dachte, mußte ihm natürlich auch die Methode seiner Erkenntnis (und der darauf aufbauenden therapeutischen Behandlung) durch die Physik vorgezeichnet sein. In seinen »technischen Schriften« hat er sorgfältig die analytisch-synthetische Methode der Erforschung der »psychischen Determinanten« dargelegt.

Dabei fußten Freuds theoretische Aussagen zunächst ausschließlich auf klinischen Erfahrungen und Einsichten, die er in seiner empirischen For-

schungspraxis gewonnen hatte, wie in der Literatur ausführlich gezeigt worden ist (Spehlmann 1952, Anderson 1962, Stewart 1967). Die Verarbeitung dieser Erfahrungen ist jedoch, wie bei aller Empirie, nur innerhalb und vermittelt bestimmter vorgegebener Kategorien und theoretischer Modelle möglich. Allein die klassische Physik, so schien es nun Freud, dem dieser Umstand durchaus nicht unbekannt war, war eine Instanz, der Vorgaben von unzweifelhafter wissenschaftlicher Dignität zu entnehmen waren, mit denen man endlich die unhinterfragbaren Annahmen übernatürlicher oder dunkler mystischer Kräfte vorwissenschaftlicher Seelenkundler überwinden konnte. Der Begriff des »psychischen Apparats«, der die neuen Erkenntnisse und Annahmen zu einem wissenschaftlich exakten System integrieren sollte, geht dabei von einer bestimmten Voraussetzung aus. An dieser Voraussetzung hielt Freud auch dann noch fest, als er den klinisch-physiologischen Erfahrungskontext längst verlassen hatte.

Das Individuum war für Freud, wie für die ganze Psychologie seiner Zeit, unumstritten *der* zentrale Untersuchungsgegenstand. Jedes Individuum besitzt nun entsprechend des umrissenen Systembegriffs eine relativ-stabile und in sich topographisch gegliederte psychische Organisation. »Wir wollen ganz beiseite lassen,« schreibt Freud in der 'Traumdeutung' (Freud 1948, 541),

»daß der seelische Apparat, um den es sich hier handelt, uns auch als anatomisches Präparat bekannt ist, und wollen der Versuchung sorgfältig aus dem Wege gehen, die psychische Lokalität etwa anatomisch zu bestimmen. Wir bleiben auf psychologischem Boden, und gedenken nur der Aufforderung zu folgen, daß wir uns das Instrument, welches den Seelenleistungen dient, vorstellen wie etwa ein zusammengesetztes Mikroskop, einen photographischen Apparat u. dgl. Die psychische Lokalität entspricht dann einem Orte innerhalb eines Apparates, an dem eine der Vorstufen des Bildes zustande kommt... Diese Gleichnisse sollen uns nur bei einem Versuch unterstützen, der es unternimmt, uns die Komplikation der psychischen Leistung verständlich zu machen, indem wir diese Leistung zerlegen, und die Einzelleistung den einzelnen Bestandteilen des Apparats zuweisen.«

Obwohl Freud von diesem räumlich-gegenständlichen Bild des Individuell-Psychischen immer nur im Sinne eines »Gleichnisses« sprach, hat es für ihn doch ohne Frage einen anderen Stellenwert als nur den einer anschaulichen Illustration. Diese Vorstellung ist die Basis seines ganzen psychologischen Systemdenkens. Die Annahme der physischen Lokalisierbarkeit psychischer Instanzen und Prozesse (Holder 1976, 231) war zwar zunächst nicht mehr als eine, wie er einräumte, 'hypothetische Konstruktion', aber eine, ohne die ihm die Psychologie nicht arbeitsfähig erschien. Denn mit dieser Konstruktion war nun ein Systemraum geschaffen, in dem *psychische Determinationszusammenhänge* unterstellt und ihre »Kausalität« untersucht werden konnten.

»Es ist, als sagten wir in der Physik: Wenn wir so scharf sehen könnten, würden wir finden, daß der anscheinend feste Körper aus Teilchen von solcher Gestalt, Größe

und gegenseitiger Lagerung besteht. Wir versuchten unterdes, die Leistungsfähigkeit unserer Sinnesorgane durch künstliche Hilfsmittel aufs äußerste zu steigern... Der Gewinn... wird in der Einsicht in Zusammenhänge und Abhängigkeiten bestehen, die in der Außenwelt vorhanden sind, in der Innenwelt unseres Denkens irgendwie zuverlässig reproduziert oder gespiegelt werden können... Ganz ähnlich verfahren wir in der Psychoanalyse. Wir haben die technischen Mittel gefunden, um die Lücken unserer Bewußtseinsphänomene auszufüllen, deren wir uns also bedienen wie die Physiker des Experiments.« (Freud 1970, 52)

Die wesentliche Voraussetzung, die nun für einen solchen Systembegriff gelten muß, haben wir ebenfalls schon in der Physik kennengelernt: den analytischen Systemabschluß. Ohne ihn sind weder der »Funktionszusammenhang« des psychischen Apparates denkbar, noch eine weitere Grundannahme der Psychoanalyse haltbar: die »Triebdynamik«. Ursprünglicher Ausgang und angestrebtes Ziel aller psychischer Bewegungen war für Freud die »seelische Homöostase«, ein »psychisches Gleichgewicht«, das allerdings sowohl von innen (durch die *Triebkräfte*) wie von außen (durch Außenreize und *-impulse*) ständig gestört wird. Diese Störungen und die immanenten Bestreben der Psyche (wie jedes dynamischen Gleichgewichtssystems) zur Wiederherstellung einer Art 'energetischer Ausbalanciertheit', bestimmen die Gesetzmäßigkeiten der systeminternen Bewegungen. Auch in seinen späteren triebökonomischen Theorien geht Freud dabei immer von der tendenziell absoluten *Gesamtkonstanz* der psychischen Energie aus, die sich zwar umverteilen und verlagern kann, aber — wie schon das Fechnersche Konstanzprinzip — streng den physikalischen Energieerhaltungssatz einhält (vgl. zum »ökonomischen Prinzip« der Energieverteilung im psychischen Apparat: H.-Osterkamp 1976, 218).

Grundsätzlich bleibt Freud also auch in seinen späteren Überlegungen dieser Systemkonstanz-Prämisse einer jeden analytischen Meßoperation treu, gemäß der er schon im »Entwurf einer naturwissenschaftlichen Psychologie« von 1895 die »psychischen Vorgänge als quantitativ bestimmte Zustände aufzeigbarer materieller Teile« unterstellt hatte (Freud 1962, 305). Während er allerdings z.Z. des »Entwurfs...« noch wesentlich von experimentellen Befunden der Gehirnanatomie und der physiologischen Forschung ausging, sich also auf die *empirische Basis* analytischer Naturwissenschaften, welche Biologie und Physiologie wohl ohne Frage sind, berufen konnte, löste er sich mit der »Traumdeutung« und der »Metapsychologie« jedoch vollständig von diesem analytischen Grund (wobei wir hier, wie gesagt, außer Acht lassen, wie sehr diese 'Ablösung' der Psychologie ihre sachliche Berechtigung hatte). Die analytische Methodologie behielt er aber bei: Es entstand jener schon erwähnte »Überbau, der irgendeinmal auf sein organisches Fundament aufgesetzt werden soll...« (Freud 1948, 403).

Halten wir also fest: die menschliche Psyche wird in der für die Wissen-

schaftskonzeption der Psychoanalyse grundlegenden Annahme als ein energetischer Wirkzusammenhang mit dynamischem Selbsterhaltungsstreben begriffen. Das menschliche Bewußtsein, als eine umfassende Einheit, gelangt überhaupt nur in den Blick des psychologischen Forschers (und Therapeuten), wenn es in der Fassung eines analytischen Systems — unter der *Voraussetzung des analytischen Systemabschlusses* — konzipiert ist.

9. Die Konsequenzen des analytischen Systemabschlusses

Wird Bewegung analytisch als ein *Austausch*prozeß bestimmter Elemente eines Systems begriffen, erscheint es einleuchtend, daß als Voraussetzung dazu dieses System als eine abgeschlossene und selbständige Einheit fixiert werden muß, dessen Inhalt in seiner Gesamtmenge konstant bleibt. Er repräsentiert sozusagen die Summe der Austausch- und Verteilungsprozesse, die in der analytischen Sicht als eine Art *Innenbelebtheit* eines durch den experimentellen Eingriff künstlich nach außen abgeschlossenen *toten* Systemraums erscheint. Wenn wir daher (im Sinne der Untersuchungen von Peter Rubens) feststellen können, daß die Repräsentation der Bewegung als Innenbelebtheit eines durch Abstraktion hergestellten Systems der Kern der analytischen Methode ist, dann wird es in dem uns hier interessierenden Zusammenhang wichtig, gerade den *Abstraktionscharakter* dieser *analytischen Isolation*, die in jeder experimentellen Naturerkenntnis realisiert wird, im Auge zu behalten.

Diese Isolation besteht zunächst darin, daß aus einem vielfach determinierten natürlichen Prozeß ein partikulärer Bereich herausgenommen wird. Wie in früheren Zeiten die Seeleute einen Holzrahmen in die bewegte See hielten, um so durch einen 'Ausschnitt' geglätteter Wasseroberfläche den Meeresgrund beobachten zu können, so setzt jede Messung exaktes Beobachten, und dieses die Fixierung eines konstanten Bezugssystems voraus. Wie man bemerkt: eine alltäglich zu machende Erfahrung. In dem Abstraktions-'Rahmen' dieses Bezugssystems ist eine geschlossene Gesamtheit mit sich identisch bleibender Einzelmomente erfaßt, die nun auf ihre internen Eigenschaften hin betrachtet werden können. Der *Systembegriff*, den diese analytische Abstraktion sachlich realisiert, beinhaltet jedoch eine erkenntnistheoretisch äußerst bedeutsame Konsequenz. Ohne sie hier näher untersuchen zu können, läßt sie sich zugespitzt doch in einem Satz umreißen: der analytische Systemabschluß läuft auf einen effektiven Ausschluß der theoretischen Möglichkeit hinaus, *Entwicklungsprozesse* wahrzunehmen. Mit dem Abschluß des Systemrahmens sind zugleich Bewegungsformen ausgeschlossen, die über die für den Meßprozeß analytisch fixierten Systemgrenzen hinausreichen und das *Systemganze* betreffen. Wahrgenommen werden nämlich nur Innenbewegungen. Diese jedoch können sich sachlich nur als *Austausch*

innerhalb der vorgegebenen Menge quantitativer Momente realisieren. Sie können also nur *quantitative Umverteilungsvorgänge* durchlaufen, nur Kreisbewegungen beschreiben. *Qualitative Sprünge*, in denen sich die Aufhebung und Neusetzung dialektischer Widersprüche manifestieren und die so ein Hauptcharakteristikum irreversibler *Entwicklungsprozesse* darstellen, sind analytisch schlicht deshalb nicht erfassbar, weil sie gerade durch die *Voraus-Setzung* jeder analytischen Erkenntnisoperation — den analytischen Systemabschluß — faktisch nicht auftreten können. Damit sind jedoch solche Entwicklungen, in denen sich das zu untersuchende analytische System selbst als *Moment* eines übergreifenden Wirkzusammenhangs bewegt, mit der analytischen Methode (zumindest in der Gestalt, in der wir sie bisher dargestellt haben) nicht begreifbar. (Hier ist ein zweiter Grund dafür, daß dialektische Prozesse auch innerhalb eines abgeschlossenen Systems ausgeschlossen sind. Denn eine System-*Monade*, wie sie hier vorliegt, verkörpert in ihrer Innen- und Außenautonomie letztlich nur *eine* Möglichkeit. Ist doch die Innenbewegtheit eines dynamischen Gleichgewichtssystems nur die Variation einer bestimmten, tendenziell *endlichen* Menge möglicher Konstellationen. Diese sind von vornherein als Gesamtmöglichkeit im System angelegt und können sich nur noch verwirklichen, aber nicht *erweitern*, also entwickeln.)

Man wird sich vielleicht denken können, daß wir bei dieser Darstellung der sachlichen und erkenntnistheoretischen Konsequenzen der Analytik zwar zum einen von der allgemeinen Experiment-Methoden-Diskussion in der Naturerkenntnis ausgehen, diese hier allerdings vor allem mit Blick auf die analytische Begründung der *Psychologie* am Beispiel der Freudschen Theorie angesprochen haben. Unsere Ausgangsfrage nach den grundwissenschaftlichen Konsequenzen, die die methodologische Orientierung der Psychologie an der klassischen Physik beinhaltet, scheint hier eine erste Antwort zu finden: Der psychoanalytische Systembegriff des abgeschlossenen, energiekonstanten »psychischen Apparats« kann in einem wesentlichen theoretischen Begründungszusammenhang mit dem *inhaltlichen* Begriff der menschlichen Persönlichkeit der Freudschen Konzeption gesehen werden. Wir erkennen: Der *homo psychologicus* kann analytisch gar nicht anders als ein *homo clausus* erfaßt werden. Soll er aber systematisch und exakt erfaßt werden, so kann er, wie wir Freuds Situation *wissenschaftshistorisch* durchaus verstehen können, eben nur *analytisch* erfaßt werden.

Wir wollen hier das Problem außer Acht lassen, wie weit ein solcher, durch die Methode der Untersuchung bestimmter Ausschluß dialektischer Entwicklungen in der Naturerkenntnis in jedem Fall gegeben sein muß (ob nicht z.B. die objektive Dialektik eines Untersuchungsgegenstandes in seiner analytischen Zurechtung nur 'aufgehoben', bzw. in einer »raffinierten Dialektik der Analytik« [Ruben 1977, 112] wiedererscheint). Wir wollen ebenfalls hier nicht näher untersuchen, wie sehr

die analytische Methode den Erfordernissen des Gegenstandes in der naturwissenschaftlichen Facherkenntnis adäquat nachkommt (bzw. zu kurz greift, wenn etwa als Gegenstand einer analytischen Naturwissenschaft nicht nur der entsprechende natürliche Sachverhalt, sondern auch der gesamtgesellschaftliche Entwicklungszusammenhang, in den die wissenschaftliche Erkenntnis selbst wieder eingebettet ist, begriffen werden soll [Damerow u.a. 1977])

Nicht ausgelassen werden darf jedoch der Verweis auf die Gefahr einer Identifikation der analytischen Methode mit der vermeintlich technizistischen oder formalistischen Erkenntnisbeschränktheit, der dann oft aus marxistischer Sicht die genuin 'dialektische Methode des Entwickelns' der »Kritik der Politischen Ökonomie« gestellt wird. So wie die Marxsche Analyse der Wertform auf der Grundlage analytischer Größen- und Verhältnisbestimmungen aufbaut, sind die analytischen Erkenntnisverfahren zunächst elementare operative Voraussetzungen jeder wissenschaftlichen Arbeit (Brockmeier/Rohbeck 1979). Die »Kritik der politischen Ökonomie« ist als Kritik der klassischen Nationalökonomie zwar Kritik deren analytischer Verfahren. Sie ist aber zugleich auch 'Aufhebung' dieser Verfahren. Die Analytik ist so *Gegenstand* der Kritik wie selbst ihr methodischer Bestandteil. Die Kritik selbst besteht u.E. somit wesentlich in der wissenschaftstheoretischen Rekonstruktion der Analytik durch eine dialektisch-materialistische Theorie. Einer solchen Rekonstruktion geht es dabei weder darum, das »marxistische Vorurteil« zu bestätigen, »wonach ein Sachverhalt vergewaltigt wird, wenn man ihn a priori in eine Form zwingt, in einem formalen Rahmen interpretiert« (Jäger/Leiser 1979, 33), noch um eine ideologiekritische Zurückweisung eines »Zwang des Formalen« (ebd., 29) im Namen des 'Inhalts'. Einer materialistischen Wissenschaftstheorie geht es in ihrem rekonstruierenden Bemühen also nicht darum, die Analytik als Bestandteil des 'formallogischen Apparates' der positivistischen Wissenschaften zu *entlarven*. Sie sucht vielmehr den systematischen und erkenntnislogischen Ort der Analytik im Rahmen einer dialektischen Erkenntnistheorie zu entwickeln. Die Dialektik bekämpft also nicht die Analytik, sondern ihre *metaphysische* Interpretation. Diese aber ist dann unvermeidlich, wenn von dem *Abstraktionscharakter* des analytischen Systemabschlusses wieder abgesehen, also von der Abstraktion selbst wieder abstrahiert wird. Und dies ist genau dann der Fall, wenn die *analytische Isolation*, die, wie wir sahen, der Fixierung eines abgeschlossenen Systemrahmens zu Grunde liegt, nicht als ein *methodisches* Erkenntnisprinzipbegriffen wird, sondern als *gegenständlich* bedingte Systemeigenschaft gilt.

Eben dies aber vollzieht sich bei der Übernahme der analytischen Methode in die Psychologie. Bei der *Hypostasierung der Analytik zu einem grundwissenschaftlichen Paradigma*, die dieser »Übertragung« sachlich zu Grunde liegt, ist nämlich von vornherein die Art und Weise der Aneignung und Verarbeitung des spezifisch psychologischen Gegenstandes so

vorbestimmt, daß in der Tat von einer Gegenstandsbestimmung die Rede sein kann: Die *methodische Begründung* einer wissenschaftlichen Erkenntnismethodologie begründet ihrerseits den Gegenstand. Es scheint daher, wie wir am Beispiel der Freudschen Theorie verfolgen konnten, daß für die Psychologie bzw. Psychoanalyse mit ihrer historischen Selbstbegründung als exakt-analytischer Wissenschaft zugleich schon jener *gegenständliche Reduktionismus* konzeptionell eingehandelt war, von dem wir eingangs sprachen. Aus der analytischen Isolation wird die *soziale* Isolation des Gegenstandes, die individualistische Vereinseitigung der Subjektivität. Aus der methodischen Abstraktion die gegenständliche Restriktion: der homo psychologicus als *homo clausus*.

Wenn daher der individuozentrische Ansatz der traditionell-psychologischen Persönlichkeitsauffassung durch eine »konstitutionelle Problemlindheit« (Holzkamp 1979, 14) gegenüber dem Verhältnis Subjektivität/Gesellschaftlichkeit charakterisiert worden ist, dann ist in der aufgezeigten analytischen Grundkonzeption von Wissenschaftlichkeit, der sich die Psychologie in ihrer Entstehungsphase ausschließlich verbunden sah, zumindest *ein* wesentliches Moment für die Konstitution dieser Blindheit zu sehen. In dieser grundwissenschaftlichen Ausgangsverfassung *ontologisiert* sich geradezu das analytische Systemverständnis. Über die daraus u. a. für das psychologische Gegenstandsverständnis resultierenden Konsequenzen scheinen sich viele Kritiker der traditionellen psychologischen Forschung im wesentlichen heute einig zu sein: Die menschliche Individuen werden aus ihrem konkreten sozial-historischen Lebenszusammenhang isoliert und zu abstrakten »aus sich heraus verständlichen Letztheiten«. Ihre natürliche und soziale Umwelt ist so um ihre historische Bestimmtheit 'bereinigt' und damit auch ihrer historischen *Bestimmbarkeit* benommen. Holzkamp spricht in diesem Sinne von einer »impliziten 'Anthropologie' des 'abstrakt-isolierten Individuums', die sich wohl am deutlichsten im methodischen Grundansatz der heutigen Experimentalpsychologie, dem 'nomothetischen' Variablen-Schema, offenbart« (ebd.)

In dieser 'anthropologischen Implikation' eines abstrakt-isolierten Individuums, kann — wie wir eingangs andeuteten — ein wesentlicher Erklärungsgrund für die zunehmend beklagte wissenschaftliche Insuffizienz und die methodologische »Krise« der traditionellen psychologischen Forschung begriffen werden. Die Diskrepanz zwischen der grundwissenschaftlichen Verfassung der Psychologie und den Erkenntnisanforderungen, die die anwachsend gesellschaftliche Verfaßtheit des psychologischen Untersuchungsgegenstandes, der empirischen Subjektivität, an die psychologische Forschung stellt, ist schlagend. Sie wird die wissenschaftstheoretische »Neubegründung« der psychologischen Erkenntnismethodologie zunehmend dringender werden lassen. Es erscheint daher auch nur

folgerichtig, wenn Leontjew für den Versuch, die menschliche *Persönlichkeit* und das *Bewußtsein* auf Grundlage der konkreten *gegenständlichen Tätigkeit* der Individuen zu erforschen (also — wie man in unserem Sprachgebrauch sagen könnte — die Entwicklungsprozesse *offener Systeme* wissenschaftlich zu begreifen), eine äußerst radikale Forderung aufstellte: die »totale Umstrukturierung des konzeptionellen Apparates der Psychologie« (1977, 15). Eine Aufgabe, die, wie das wissenschaftliche Begreifen der *erkenntnislogischen Grundlagenbedeutung der materiellen Arbeit* selbst, allerdings als bislang kaum bewältigt gelten muß. Leontjew sah noch 1975 in ihr »weitgehend die Aufgabe für die Zukunft« (ebd.).

Was die *traditionelle* Psychologie anbelangt, so glauben wir nach dem Vorangegangenen festhalten zu können, daß ihre fast einhundertjährige Geschichte erst verständlich wird, begreift man sie als Ausdruck des für sie konstitutiven *Gegensatzes*, gesellschaftliche Individuen als Entwicklungseinheiten *offener Systeme* auf dem ausschließlichen Abstraktionsniveau eines *analytisch-isolierenden Systembegriffs* theoretisch reproduzieren zu wollen. Die traditionelle Psychologie ist dieser *Widerspruch*. Ihre Krise ist sein Ausdruck. Die methodologische Diskussion dieser Krise (bis hin zu jenem neuesten Stand, der anfangs kurz beleuchtet wurde) ist der ständige Versuch, diesen Widerspruch gerade in dem grundkonzeptionellen Systemrahmen zu lösen, der ihn bedingt.

10. Schluß

Um also die gegenwärtige Auseinandersetzung über die 'paradigmenlose Desorientierung' der psychologischen Forschung eben nicht nur als *beliebig* auffassen zu können, scheint es ratsam, zunächst diesen grundwissenschaftlichen Widerspruch selbst zu begreifen. Dieser jedoch, und darauf sollte in diesem Beitrag hingewiesen werden, wird erst dann in seiner geschichtlichen Bedingtheit verständlich, wenn man bei seiner Rekonstruktion die folgende Tatsache berücksichtigt: Die 'implizite Anthropologie des abstrakt-isolierten Individuums' der traditionellen Psychologie und Psychoanalyse setzt selbst schon eine *implizite Anthropomorphisierung des analytischen Systembegriffs der analytischen Methode* voraus.

Der »psychische Apparat« und das klassisch-mechanische Triebenergieverständnis der Psychoanalyse sind hier mehr als nur sinnfällige Metaphern. Sie sind methodische *und* gegenständliche Grundlage des Freud'schen Begriffs der *Persönlichkeit*. Und da allem Anschein nach diese grundwissenschaftliche Isolierung der menschlichen Individualität in der *vergegenständlichten Abstraktion* eines analytisch-gesetzten Binnensystems eine der für fast alle traditionell-psychologischen Richtungen »grundlegenden Gedankenoperationen« (Holzkamp 1979, 19) ist, kann man der Auffassung zustimmen, daß die für den Persönlichkeitsbegriff

angedeuteten Konsequenzen des hier umrissenen Zusammenhangs nicht allein für eine bestimmte Forschungsrichtung *innerhalb* der traditionellen Psychologie wesentlich sind, sondern offenbar für diese selbst.

Anmerkungen

- 1 Theo Herrmann, der nicht zuletzt auch deshalb hier beispielhaft herausgehoben werden soll, weil er neben seiner exponierten wissenschaftsinstitutionellen Stellung und seinen für eine breite Strömung der gegenwärtigen Persönlichkeitstheorie repräsentativen Forschungsbeiträgen sich auszeichnet durch seine »wissenschaftstheoretischen Begründungsversuche auf einem untypisch hohem Niveau«, das — so M. Jäger (1977, 142) — »den Diskussionen der professionellen Wissenschaftstheoretikern in nichts nachsteht«, sieht diesen Mangel gleichwohl. Jedoch, er ist bekanntermaßen Kritischer Rationalist. Die Not ist ihm zunächst eine Tugend. Keine grundwissenschaftliche und methodologische Verbindlichkeit zu haben, heißt für ihn vor allem: Befreiung von (sich meist doch nur dogmatisch verfestigender) Verbindlichkeit schlechthin. Heißt: Liberalität! Pluralismus! Diese 'Freiheit', die in der angesprochenen Beliebigkeit der Theorieentwicklung zum Ausdruck kommt (Feyerabend, der hier konsequent weiterdenkt, spricht von »Anarchie«), wird nach Herrmann dadurch wissenschaftspraktisch abgesichert, daß kritisch-rational bewußte Forscher sich allein mit einem Konsensus über bestimmte »rationale Spielregeln« in ihrer Arbeit begnügen.
- 2 K. A. Schneewind spricht z. B. von der weitgehenden Einhelligkeit, die unter Psychologen darin erzielt sei, daß die Psychologie zu der Klasse der »Realwissenschaften« — was immer das sei — zu rechnen ist (Schneewind 1977, 16). Auch ihm scheint jedoch damit das Dilemma des Faches noch nicht geklärt. Es ist so die (analytische) Wissenschaftstheorie, die der psychologischen Forschung aus ihrer Not zu helfen hat: »Als ein möglicher Zugangsweg zur Systematisierung und Integration psychologischen Wissens hat die Wissenschaftstheorie durchaus ihre Funktion.« (ebd., 12/13) Sie denkt sozusagen post festum darüber nach, worin ein Zusammenhang in der »Vielfalt der psychologischen Wissensbestände« (ebd.) bestehen könnte.
- 3 Holzkamp illustriert seine Bestandsaufnahme der methodologischen Lage der gegenwärtigen Sozialpsychologie durch einen Vergleich mit der klassischen Physik. Der »theoretische Status der Psychologie, projiziert auf die Physik, würde bedeuten: Es gibt ein halbes Dutzend in ihrer Grundbegrifflichkeit unvereinbare, in universellem Geltungsanspruch miteinander konkurrierende Theorien über den freien Fall (daneben ein weiteres Dutzend, wiederum mit jenen und untereinander inkompatibel, Theorien über die schiefe Ebene), wobei die Frage, welche dieser Theorien zu akzeptieren und welche zu verwerfen sind, mit den vorhandenen wissenschaftlichen Kriterien unentscheidbar ist« (Holzkamp 1978, 136).
- 4 Wenn wir daher unter *Erkenntnismethodologie* vor allem die Theorie des *Arbeitsmodells* der Erkenntnisproduktion begreifen, unterscheiden wir uns insofern in einem wesentlichen Punkt von den logisch-empiristischen und analytischen Wissenschaftstheorien, als wir die Aufgabe der Erkenntnistheorie nicht allein auf die Untersuchung der Begründungs- und Geltungsmodalität

ten *logischer Sätze* reduzieren. Vor der Verteilung noch interessiert uns die Produktion. Denn jedem Sprechen über Erkenntnisse (und der Beschreibung seiner logischen Struktur) geht die konkrete Erarbeitung der Erkenntnisse voraus. Aus dieser *erkenntnisgenetischen* Sicht jedoch erscheint die Geltungsbe-gründung einer Theorie (der sich vor allem die analytischen Wissenschaftstheorie annimmt) nur als *ein* Moment des wissenschaftlichen Arbeitsprozesses. Wie jedes *Moment* kann auch dieses nicht begriffen werden, wird es aus seinem *Zusammenhang* isoliert.

- 5 Die Vorstellung, daß eine *Erkenntnis* — als *Wissen* um die wesentliche Beschaffenheit eines natürlichen Sachverhalts — die *Genese* dieses *Sachverhalts* theoretisch zu *re-konstruieren* habe, ist der zentrale Gehalt der frühbürgerlichen Erkenntnistheorie. Diese entwickelt sich als philosophische Reflexion des neuen Typus von experimentell-analytischer Naturerkenntnis, der im 17. Jahrhundert mit der mechanischen Physik entstand und in der Renaissance vorbereitet wurde (Brockmeier 1978, 122/123).
- 6 Nicht nur in der Physik, sondern in fast allen analytisch-empirischen Naturwissenschaften gibt es den Typ der *Rückschau* auf die wissenschaftliche Erfahrungsgeschichte des Faches. In der Regel ist er verbunden mit einer methodischen Reflexion über die objektive Entwicklung, die die Forschung zurückgelegt hat. Um in einem kurzen Schlaglicht zu demonstrieren, mit welcher — in der Psychologie nachgerade unvorstellbaren — Selbstverständlichkeit hier eine *Objektivität* des entsprechenden wissenschaftlichen Fortschritts beurteilbar erscheint, sei eine Bemerkung des Neurobiologen und Nobelpreisträgers John C. Eccles angeführt. Sie kann, zumindest in den hier interessierenden Punkten, durchaus als repräsentativ für das Selbstbewußtsein der heutigen Neurobiologie gelten. Der Weg der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung wird in der Neurobiologie, so Eccles, »von den gleichen Grundsätzen bestimmt wie in den anderen Wissensbereichen, nicht nur in der Biologie, sondern auch in der Chemie und in der Physik, denn alle Vorgänge, sogar in den höchst komplex organisierten Strukturen, können letztlich auf Prinzipien zurückgeführt werden, die ursprünglich von der Physik und der Chemie entwickelt wurden. Diese Strategie der Anwendung allgemeiner naturwissenschaftlicher Grundgesetze hat sich in der Neurobiologie außerordentlich gut bewährt. Wir sind auf dem Wege, allmählich ein immer tieferes wissenschaftliches Verständnis auf den soeben geschilderten Teilgebieten zu gewinnen. Wir können also mit Sicherheit sagen, daß sich auf dem gesamten Gebiet der Neurobiologie, das in der geschilderten Weise bearbeitet wird, das Problem der Objektivität eigentlich nicht stellt.« (Eccles 1976)
- 7 Diese einfache Wahrheit, die diesem Beitrag zu Grunde liegt, ist natürlich alles andere als neu. Sie ist so alt wie das Nachdenken über das menschliche Erkennen. Schon Aristoteles beginnt seine *Zweite Analytik* mit dem Satz: »Jede Unterweisung, die durch Gründe gegeben oder aus Gründen empfangen wird, geht von *Vorwissen* aus.«
- 8 In einer Untersuchung zur Herausbildung des neuzeitlichen Methodenbegriffs hebt Blumenberg hervor, daß es »geradezu zum Kennzeichen des neuzeitlichen Denkens (werde), daß die Klärung der Methodenprobleme einen zunehmend großen, oft die sachlichen Fragen in den Hintergrund drängenden Raum einnimmt« (Blumenberg 1952, 135). -- Daß das Methodenbe-

wußtsein (und sein Kern: der Experimentbegriff) in einer engen Beziehung z.B. zum neuzeitlichen *Fortschrittsbegriff* (Böhme/van den Daele/Krohn 1977, 61) und zur Entstehung einer Vorstellung von der aktiven, natur- und gesellschaftsverändernden Potenz des Menschen (Brockmeier 1978, 120/121) gesehen werden kann, soll hier nur als veranschaulichender Verweis vermerkt sein.

- 9 Die Entstehung der psychoanalytischen Vorstellungen Freuds kann hier natürlich nicht *inhaltlich* insofern diskutiert werden, als wir uns auf das *wissenschaftstheoretische Ausgangsgerüst* dieser Entstehung konzentrieren. Dieses wird vor allem methodisch und kategorial auf seine Voraussetzungen und Implikate befragt. Die mit dem Freudschen »Sturz aller Werte« der traditionellen gehirnanatomisch-empirisch fundierten Psychologie einhergehende Ausarbeitung der Metapsychologie sowie die eigentliche tiefenpsychologische Konzeption der Psychoanalyse ist seit dem 2. Weltkrieg bekanntermaßen Gegenstand einer umfangreichen Fachliteratur geworden (in den nordamerikanischen Fachzeitschriften der psychologischen Verbände ist Freud z.B. der meistzitierte Autor). — Zum gegenwärtigen Stand der inhaltlichen Diskussion aus der Sicht der Kritischen Psychologie vgl. H.-Osterkamp (1976) und Braun (1979).

Literatur

- Anderson, O.: Studies in the Prehistory of Psychoanalysis, Stockholm 1962
- Ben-David, J./Collins, R.: Soziale Faktoren im Ursprung einer neuen Wissenschaft: der Fall der Psychologie. In: P. Weingart (Hrsg.): Wissenschaftssoziologie 2, Frankfurt/M 1974
- Blumenberg, H.: Philosophischer Ursprung und philosophische Kritik des Begriffs der wissenschaftlichen Methode. In: Studium General 5 (1952), H. 3
- Böhme, G./van den Daele, W./Krohn, W.: Experimentelle Philosophie, Frankfurt/M 1977
- Braun, K.-H.: Kritik des Freudo-Marxismus, Köln 1977
- Brockmeier, J.: Das methodologische Interesse des historischen Materialismus an der Renaissance. In: Sopo 45, 10. Jg., Berlin/W 1978
- ders.: Erkenntnistheoretische und naturphilosophische Grundlagen des frühbürgerlichen spekulativen Materialismus, Diss. 1978a
- Brockmeier, J./Rohbeck, J.: Identität als analytische Erkenntniskategorie wissenschaftlicher Arbeit, ersch. in: Hegel-Jahrbuch, Köln 1980
- Bühler, K.: Die Krise der Psychologie, Jena 1927
- Damerow, P./Furth, P./Heidmann, B./Lefèvre, W.: Probleme der materialistischen Dialektik. In: Sopo 42, 9. Jg., Berlin/W 1977; sowie in: P. Furth (Hrsg.): Arbeit und Reflexion — Studien zur Dialektik, Köln 1979
- Du Bois-Reymond, E.: Jugendbriefe an Eduard Hallmann, Berlin 1918
- Eberlein, G./Pieper, R. (Hrsg.): Psychologie — Wissenschaft ohne Gegenstand? Frankfurt/M 1976
- Eccles, J.C.: Objektivität in den neurobiologischen Wissenschaften: Der Dialog zwischen Philosophen über das Geist-Hirn-Problem. In: Becker, W./Hübner, K. (Hrsg.): Objektivität in den Natur- und Gesellschaftswissenschaften, Hamburg 1976

- Einstein, A.: *Mein Weltbild*, Berlin/W 1966
- Engelhardt, D.v.: *Die Konzeption der Forschung in der Medizin des 19. Jahrhunderts*. In: Diemer, A.: *Konzeption und Begriff der Forschung in den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts*, Meisenheim am Glan 1978
- Feyerabend, P.: *Erkenntnis für freie Menschen*, Frankfurt/M 1979
- Freud, S.: *Gesammelte Werke Bd. II/III*, London 1948
- ders.: *Gesammelte Werke Bd. XI*, London 1948a
- ders.: *Aus den Anfängen der Psychoanalyse*, Frankfurt/M 1962
- ders.: *Abriß der Psychoanalyse*, Frankfurt/M und Hamburg 1970
- Hilgard, E.R./Bower, G.H.: *Theorien des Lernens I u. II*, Stuttgart 1970/71
- Herrmann, T.: *Statement zu Piaget*. In: *Hommage à Jean Piaget*, Stuttgart 1976
- ders.: *Braucht die Psychologie eine Gegenstandsbestimmung?* 1976a, in: Eberlein, G./Pieper, R.: *Psychologie...* 1976
- ders.: *Psychologie und das kritisch-pluralistische Wissenschaftsprogramm*. In: Schneewind, K.A. (Hrsg.): *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie* (UTB), München/Basel 1977
- Holzamp, K.: *Die Überwindung der wissenschaftlichen Beliebigkeit psychologischer Theorien durch die Kritische Psychologie (1977)*. In: ders.: *Gesellschaftlichkeit des Individuums*, Köln 1978
- ders.: *Zur kritisch-psychologischen Theorie der Subjektivität I*. In: *Forum Kritische Psychologie* 4 (Argument AS 34), Berlin/W 1979
- H.-Osterkamp, U.: *Motivationsforschung 2 — Die Besonderheit menschlicher Bedürfnisse — Problematik und Erkenntnisgehalt der Psychoanalyse*, Frankfurt/M-New York 1976
- Holder, A.: *Freuds Theorie des psychischen Apparats*. In: *Psychologie des 20. Jahrhunderts*, Zürich 1976
- Jäger, M.: *Eine Psychologie der Persönlichkeit und ihre Rechtfertigung durch die Analytische Wissenschaftstheorie*. In: *Das Argument*, AS 15 (Kritische Psychologie II), Berlin/W 1977
- Jäger, M./Leiser, E.: *Zur Rolle der Subjektivität als wissenschaftstheoretischer Kategorie bei der Kritik der modernen bürgerlichen Sozialwissenschaften*. In: dies. u.a.: *Subjektivität als Methodenproblem*, Köln 1979
- Jaeger, S./Staeuble, I.: *Die gesellschaftliche Genese der Psychologie*, Frankfurt/M-New York 1978
- Jaroschewski, M.: *Psychologie im 20. Jahrhundert*, Berlin/DDR 1975
- Kätzel, S.: *Kritische Analyse der Psychoanalyse aus philosophischer Sicht*. In: Friedrich, W.: *Kritik der Psychoanalyse und biologischer Konzeptionen*, Frankfurt/M 1977
- Lefèvre, W.: *Naturtheorie und Produktionsweise. Probleme einer materialistischen Wissenschaftsgeschichtsschreibung — Eine Studie zur Genese der neuzeitlichen Naturwissenschaft*. Darmstadt/Neuwied 1978
- Leontjew, A.N.: *Tätigkeit, Bewußtsein, Persönlichkeit*, Stuttgart 1977
- Maschewsky, W.: *Das Experiment in der Psychologie*, Frankfurt/M 1977
- Ruben, P.: *Der Entwicklungsgedanke im klassischen bürgerlichen Materialismus*. In: Buhr, M. u.a.: *Theoretische Quellen des wissenschaftlichen Sozialismus*, Frankfurt/M 1975
- ders.: *Wissenschaft als allgemeine Arbeit*. In: *Sopo* 36, 8. Jg., Berlin/W 1976

- ders.: Das Entwicklungskonzept in der Naturerkenntnis. In: Redlow, G./ Stiehler, G.: Philosophische Probleme der Entwicklung, Berlin/DDR 1977
- Schneewind, K.A.: Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie (UTB) München/Basel 1977
- Spehlmann, R.: S. Freuds neurologische Schriften, Berlin 1953
- Stewart, W.: Psychoanalysis: The first ten years, New York 1967
- Weizsäcker, C.F.v.: Die Einheit der Physik als konstruktive Aufgabe. In: Krüger, L. (Hrsg.): Erkenntnisprobleme der Naturwissenschaften, Köln-Berlin 1970
- ders.: Das Prinzip höherer Einfachheit. In: FAZ 10.3.1979
- Wundt, W.: Grundriss der Psychologie, Leipzig 1922

Rezensionen

Barbara Grüter

»Dialektische Psychologie« — eine amerikanische Variante kritischer Psychologie?

Bemerkungen »Zur Ontogenese dialektischer Operationen«¹

Unter dem Titel »Zur Ontogenese dialektischer Operationen« stellen elf Autoren einen Ansatz in der Psychologie vor, der sich explizit gegen die in metaphysischer Denkweise befangene traditionelle Psychologie wendet und diese zu überwinden sucht. Gegen Theorien, »die die Menschen auf dem status quo einfrieren und Resignation oder Verzweiflung verstärken« (Lawler, 9), gilt es, »das sich verändernde Individuum in einer sich verändernden sozialen Welt zu begreifen« (Riegel, 75).

Damit ist das zentrale Thema dieses Ansatzes angesprochen: die *Entwicklung* des Individuums. An eben diesem Problem scheitert die traditionelle Psychologie. Dies gilt, nach Meinung der Autoren, auch für jene umfassende Theorie des Genfer Psychologen J. Piaget, die zwar die Fixierung kognitiver und moralischer Entwicklungsstadien erlaubt, die aber die Herausbildung des jeweils neuen Entwicklungsstadiums nicht zu erklären vermag. Das eigentliche Problem der Entwicklung, der »Übergang von einem Stadium zum nächsten« (Klappentext) ist einer wissenschaftlichen Klärung näher zu bringen. »Genau an diesem Defizit setzt« (ebd.) die hier zu besprechende Konzeption an. Ist traditionelle Psychologie durch die »Abstraktion von der historischen Entwicklung ... und ... sozialen Bestimmtheit« (Lawler, 10) menschlicher Fähigkeiten gekennzeichnet, so ist es Sache einer Psychologie der Entwicklung, diese Abstraktion aufzuheben. Das bedeutet auch, daß menschliche Entwicklung dann noch nicht hinreichend erfaßt ist, wenn sie nur nach der Seite ihrer '*sozialen Bestimmtheit*' thematisiert wird. »Ein umfassendes Verständnis der Entwicklung ... sollte nicht nur die Bedeutung der Gesellschaft ... für die ... Entwicklung des Individuums in Betracht ziehen, sondern muß auch den *Stellenwert der Handlungen des Individuums für die Veränderung*